

Beilage zu Nr. 63 des Enzthälers.

Neuenbürg, Samstag den 23. April 1898.

Vor fünfzig Jahren. „1848.“ XVI.

Neuenbürg, 22. April. Den weiteren Verlauf der politischen Bewegung von „1848“ verfolgend, geben wir nach dem damaligen Enzthäler vom 26./29. April und 3. Mai zunächst Bericht über die „Erste Volksversammlung in Neuenbürg am Dinstag den 24. April 1848 zur Besprechung der Wahl eines Abgeordneten zum deutschen Reichstage“, wie folgt:

Neuenbürg, 24. April. Heute Nachmittag hat eine Volksversammlung dahier unter sehr zahlreicher Teilnahme stattgefunden. Der gute ordnungsliebende Geist, der von Anfang an die Versammlung besetzte, hielt auch bis zum Schlusse die Gemüther gefangen, und manche vorübergehende Beschränkungen wurden dadurch glänzend widerlegt. Bei der Reue der Volksversammlungen für uns war die Haltung der Versammlung deshalb um so lobenswerther und verdient alle Achtung. Nicht wahr, mein lieber Leser, es ist Dir gegangen wie mir selber, da du auf dem Platze gestanden bist und zugehört hast, es ist dir auch eigen vorgekommen, ganz fremd und neu? Da war ein Plüsch von Staub und Reich errichtet — etwas Reizendes hast du schon gesehen bei den landwirtschaftlichen Festen, ja nur zu ähnlich für den ganz verschiedenen Zweck; denn dort hat man den landwirtschaftlichen Vereinsausflug hineingestellt und der hat Kränze an das Vieh und Preise an die Besitzer desselben ausgehört, hier aber sollte je ein Redner nach dem andern Platz nehmen und zum Volke sprechen, welches unter Gottes freiem Himmel versammelt war, und Einer sollte auch noch Platz finden, nämlich der Vorsitzende, der die Besprechung zu leiten hatte. Diese zwei freilich hätten, ohne einander zu berühren, behaglich auf der Rednerbühne spazieren gehen können, wenn nicht auch so manche Summe Redner auf der Rednerbühne gestanden wären. Um die Rednerbühne aber stand das Volk, dicht gedrängt, Kopf an Kopf. Die meisten waren schon vorher auf dem Platze, ehe die Sache anging, und sahen sich die Anstalten ein wenig an. Was ist das für ein Vogel, der dort an die Rednerbühne gemalt ist? Guter Freund, der wäre nächstens in den Wappenschildern verwickelt und vergessen gewesen. Es ist der alte deutsche Reichsadler, das schwarzrothgoldene Banner, das in alten Zeiten, als die deutschen Lande noch näher mit einander verbunden waren einig und stark, die Schwaben in der Schlacht vorzutragen pflegten. Treuer Württemberger, alle Achtung vor den Hirschkörnern, aber der Adler ist mir doch lieber, er nimmt mich mit auf seinem Flügel zur Freiheit!

Endlich nimmt die Sache ihren Anfang. „Die Freiheit, die wir meinen,“ war schon vom Thurne herab nach allen 4 Weltgegenden hinausposaunt worden. Jetzt kommt ein Zug die Straße daher, Ruß! Ruß! und hinter ihr der hiesige Niedertranz mit seiner Fahne, gefolgt von einer Anzahl Wähler. Es wird halt gemacht, man stellt sich auf, nun wird es stille. Ein verehrter Mann, Herr Decan M. Eisenbach von hier, besetzt die Rednerbühne, mit gewaltiger, weithin schallender Stimme — ein alter Dichter würde sagen: wie laum 12 Männer zu rufen vermöchten — ruft er ein Willkommen, den deutschen Gruß entgegen den deutschen Hergen. Er stellt der Versammlung ein treffendes Bild der Gegenwart vor, schildert die jetzigen Zustände und die jetzigen Aufgaben mit kräftigen, gebieterischen, volkstümlichen Worten, in bildreicher Sprache, theils mit gemüthlich schwäbischem Spott, theils mit tief einschneidendem gerechtem Hohn thut er das. — Eine Jugende zu der neu errungenen Freiheit setze das Recht des Volkes, seine Angelegenheiten öffentlich zu besprechen, selbst davon zu reden, was ihm noch thue. Natürlich Hülfle thue noch und Erleichterung. Aber wer für die gegenwärtig brennenden Wunden das Rezept verschreiben, in welcher Apotheke man es holen möge? Unten können man nicht anfassen, sondern oben mit Verbesserung der volklichen Verhältnisse. Bereits habe die Reichsversammlung zu Frankfurt in ihrer vorläufigen Zusammensetzung manche Vorzüge getroffen. Auch an der Spitze unserer vaterländischen württembergischen Regierung stehen Männer, deren Herz und Gesinnung ein gutes Unterpfand seien. Jedoch bei allem, „soll das Wort den Weisheit loben, kommt der Segen nur von oben.“ Die Versammlung gab durch wiederholten stürmischen Beifallstruf ihre Uebereinstimmung kund. — Mit der Bitte an die Versammlung, sich zu halten an Wahrheit und Recht, an Gerechtigkeit und Ordnung, und mit einem Hoch auf das Eine freie deutsche Vaterland schließt der Redner, und lange andauernder allgemeiner Beifall folgt seinem Vortrag.

Oberamtsarzt Dr. Kapff wird nun als Vorsitzender der Versammlung vorgelassen und eröffnet dieselbe nach einigen Worten über den Zweck und die Wichtigkeit der Sache die Besprechung.

Pfarrer Effert von Calmbach ergreift das Wort, um in fließender längerer Rede eine geschichtliche Darstellung des Umlaufes der Dinge zu geben, bringt besonders den Zweck und die Bedeutung der bisherigen frankfurter Versammlung, so wie der nun zu wählenden Wahlversammlung, hebt die große Wichtigkeit der Wahl hervor und schlägt zuletzt als Abgeordneten vor

Hrn. Kaufmann Dörtenbach von Calw. Eisert und der auf ihn folgende Redner, Hr. Papierfabrikant Caballo von Wildbad empfehlen diesen Bewerber dringend als einen gesinnungstüchtigen, an Kenntnissen, namentlich in Beziehung auf Gewerbe und Handel ausgezeichneten Mann. Auch Stadtschultheiß Fischer von hier giebt demselben, von Caballo zum Sprechen aufgefordert, das Zeugniß, daß er in der württembergischen Kammer tüchtig gewirkt habe. Zwei andere Redner erklären sich einfach für Dörtenbach.

Nun tritt der Fahnenträger des Neuenbürgers Niedertranz im eigenen und Anderer Namen mit dem Vorschlag eines Mannes auf, der das allgemeine Vertrauen und die allgemeine Achtung von Neuenbürg und dessen Bezirk genieße, des Hrn. Decan M. Eisenbach, und der Name findet fast durchaus, zwar nicht bei den Rednern, aber bei der Versammlung allgemeinen Anklang. Der Vorgeschlagene, hieburch mittelbar zu einer Erklärung veranlaßt, freut sich, sich auszusprechen zu dürfen, nicht sowohl, wie er durch den Vorschlag selber, sondern mehr, wie er durch das bewiesene Vertrauen sich geehrt fühle. Dabei verwahrt er sich gegen das hin und wieder verbreitete Gerücht, als ob er sich um die Stelle eines Abgeordneten zum Reichstage beworben habe und bewerbe, und versichert, daß er für solchen Zweck keinen einzigen Schritt gethan und kein Wort gesprochen habe, erklärt auch, daß er sich der Aufgabe eines frankfurter Abgeordneten nicht gewachsen glaube, sondern daß er bei seinem Amte bleiben wolle.

Auf diese Erklärung hin wurde wiederum von einigen Rednern der Vorschlag Dörtenbachs aufgenommen und durchzuführen versucht. Die Versammlung schien sich jedoch fast allgemein still und theilnahmslos zu verhalten. Ueberhaupt hatte es den Anschein, als wolle die Sache einen matten und ergebnislosen Ausgang nehmen. Man dachte schon an das Auseinandergehen und doch wollte man nicht recht, man schien vielmehr zu warten. Inzwischen hielt Schulmeister Kaiser von hier, von Mehreren zum Sprechen aufgefordert, die Aufmerksamkeit der Versammlung fest durch einen anregenden, über Manches dem Volke Aufschluß gebenden, auch in der Volkssprache gehaltenen Vortrag.

Auf einmal ließ es, daß die beiden an Herrn Karl Mathy, gegenwärtigen Abgeordneten der zweiten badischen Kammer und Mitglied des fünfziger-Ausschusses in Frankfurt abgeordneten Herrn Rechtskonsulent Dr. Luz und Gerichtsaktuar Ganzhorn angekommen seien. In der Versammlung zu Wildbad nämlich war der auch von Stuttgart aus durch den Ausschuss des vaterländischen Hauptvereins dringend empfohlene Mathy vorgeschlagen worden, hauptsächlich zu dem Zwecke, damit dieser durchaus tüchtige und verdiente Mann, welcher in Baden selber wegen der von allen besonnenen Vaterlandsfreunden gebilligten Verhaftung des Landesverräthers Fickler vielfach verläumdete und gehäht weniger Aussicht auf eine Wahl hatte, dem Reichstage zu Frankfurt nicht entzogen würde. Dörtenbach selber hatte in Wildbad erklärt, daß er Mathy als einen tüchtigen Bewerber anerkenne und demselben, wenn er die Wahl annehme, zu weichen bereit sei. Auch Buttersack konnte natürlich in seinem Selbstgefühl nicht so weit gehen, daß er sich selbst über Mathy stellte, er wußte gern oder ungern seine Würdigkeit ihm lassen, trübte sich aber seinen Platz im Wahlbezirk ihm einzuräumen, indem er besonders seine Abwesenheit hervorhob; wenn er da wäre, so wäre es etwas Anderes; aber so werde er ihm nur als Strohmann entgegengestellt. Aber nein, er war kein Strohmann, das bewies die Absendung an ihn, das zeigten nun die in der Volksversammlung angekommenen Gesandten. Von dem Reisewagen aus traten sie auf die Rednerbühne und berichteten über den Erfolg der Sendung. Vorher war der Name noch gar nicht öffentlich in der Versammlung genannt worden, man konnte ihn auch nicht nennen, so sehr schätzte Viele es wünschten, eben weil man noch keine Antwort von ihm hatte. Nun aber wird berichtet, daß Mathy erklärt habe, er werde, wiewohl er Hoffnung auf eine Wahl in Baden habe, einer Wahl im württembergischen Bezirke, wenn dieselbe auf ihn falle, den Vorzug geben. Das war eine günstige Antwort auf die Wildbader Frage: „ist Mathy da?“ — er war nun da, wenigstens seine Erklärung. Aber nun galt es die Aufgabe, diesen Mann dem versammelten Volke, das ihn zum größten Theil nicht kannte und das ihn als einen Fremden ansah, zu empfehlen. Hierbei leistete die Dörtenbach'sche Partei keine guten Dienste, sie wollte im Gegentheil das seit einiger Zeit berüchtigte Wort: „Es ist zu spät!“ auch hier falscher Weise auf eine gute Sache anwenden. Allein es war nicht zu spät, sobald man ernstlich wollte. Das wurde klar und greifbar nachgewiesen von einigen Rednern, besonders von Schulmeister Kaiser, der mit Wärme sich der Sache Mathys annahm, und kräftig für sie kämpfte, dem überhaupt die Palme des Sieges gebührt. Jenem falsch angewandten Worte „es ist zu spät“ setzte er ein glücklich gewähltes köstliches Sprüchwort entgegen; die Erreichung des eigentlichen Zweckes aber, Dörtenbach durchzubringen, bereitete er dadurch, daß er den innern Widerspruch des Beharrens auf dem Vorschlag von Dörtenbach klar nachwies: Man wolle von Dörtenbach nicht abgehen, und doch habe dieser selber erklärt, Mathy ist besser, tüchtiger, würdiger als ich; auch Buttersack habe dieß zugestehen müssen — warum man

denn diesen besseren nicht wolle u. s. w. Die klare Einsicht der Versammlung in jenen inneren Widerspruch entschied, und tief sieng die Wage an für Mathy sich zu neigen. Mathy hoch! erscholl es bald aus Hunderten von Kehlen und die Musik beforderte den Beifallstruf. Der Sieg war errungen, Freude auf vielen Gesichtern zu lesen, verlegene Miemen freilich, welche freundlich zum bösen Spiele sehen mußten, fehlten auch nicht.

Die Verhandlung wurde darauf von dem Präsidenten Herrn Doctor Kapff geschlossen, worauf der Niedertranz das Lied vortrug: „Was ist des Deutschen Vaterland u.“

Also, mein lieber Leser, verließ die erste Neuenbürgers Volksversammlung, wenigstens ist der Berichterstatter darüber überzeugt, daß er nach genauer Beobachtung und nach gewonnener Ueberzeugung den Verlauf erzählt und beurtheilt hat. Natürlicherweise könnte er auch mitunter etwas übersehen und überhört oder ein wenig falsch gesehen und gehört haben. Aber dafür hat der Leser, der dabei gewesen ist, auch seine Augen und Ohren bei sich gehabt, und kann auch jetzt seine Meinung mündlich oder schriftlich, wie er will, abgeben.

Ein Ergebnis, das allseitige Anerkennung verdient, weil es als Beispiel in seiner Art einzig dasteht. Die Wähler haben es gegeben und dadurch bewiesen, daß unter uns das Vorurtheil: — „Ein Ausländer“ — das der Einheit Deutschlands schon so manchen Riß beigebracht, besiegt, gebrochen und mit ihm ein Nagel in den Sarg des alten Japies geschlagen ist. Ehre den Wählern.

Mathy ist zum Abgeordneten, Dörtenbach zum Ersatzmann gewählt. — Es haben abgestimmt: 7282 Wähler. Stimmen erhielten zum Abgeordneten: Mathy 2540, Buttersack 2060, Dörtenbach 1866, Hr. Blumhardt 1086, Dr. Barth 126 u. s. w.; zum Ersatzmann: Dörtenbach 2612, Dr. Jeller 1922, Dr. Barth 722, Dr. Stälin 488, Mathy 371, Caballo 290, Decan M. Eisenbach 206, Hr. Blumhardt 158, Buttersack 150.

Die Deputation, die an Hrn. Mathy abgegangen war, kam vorgestern Abend mit der mit Jubel aufgenommenen Nachricht zurück: „Hr. Mathy hat die Wahl angenommen!“

Hören wir nun auch, wie die „Schwäbische Volkszeitung“ unter andrem über diese Wahl sich ausdrückt: „Ehre daher vor allen andern Wahlbezirken diesen Wählern, welche zuerst durch die That bewiesen, daß sie nicht bloß Bürger ihres kleinen Vaterlandes Württemberg, sondern Bürger des großen deutschen Vaterlandes sein wollen, Ehre vor allen diesem Bezirke, dessen politisch gebildeter Sinn sich durch den aufopfernden Patriotismus aufs Schönste betheilig hat und als nachahmungswürdiges Beispiel unsrem Vaterland aufs Herrlichste voranleuchtet!“

Unterhaltender Zeit.

Das Rätsel in Marmor.

Original-Roman von Gustav Höder.

(7. Fortsetzung)

Er sprach diese Worte etwas lauter, als nötig gewesen wäre. Als er sich mit Rabeling allein in dem Hausflur befand und dieser nach dem Hofe voraussehen wollte, hielt Wolfgang ihn zurück und sagte:

„Verbirg dich in Deinem Keller oder sonstwo, nur nicht im Lagerhäuschen.“

„Warum nicht?“ frug Rabeling verwundert.

„Weil ich Deinem Gehilfen nicht traue.“

„Er hält zu mir und wird nichts verraten.“

„Ich habe ihn im Verdacht, daß er mich schon einmal verraten hat. Laß ihn bei dem Glauben, daß Du mich im Lagerhäuschen verborgen hast, aber bringe mich anderswo unter, nur rasch!“

Rabeling schüttelte den Kopf, eilte aber in den Laden zurück und kam gleich darauf wieder heraus, einen großen Schlüssel in der Hand.

„Ich werde Dich im Keller verstecken,“ antwortete er auf Wolfgang's fragenden Blick.

„Hat Dein Gehilfe gesehen, daß Du den Schlüssel zum Keller an Dich nahmst?“ frug Wolfgang bedenklich.

„Nein, er ist fort.“

„Wo ist er hin?“

„Was weiß ich?“, versetzte Rabeling. Er wird sich wieder in den Straßen umhertreiben, wie er's dieser Tage immer getrieben hat.“

„Nur vorwärts!“ drängte Wolfgang und ließ sich vom Wetter in den Keller hinabgleiten, wo Rabeling ihn allein ließ und von außen wieder zuschloß. Es dauerte eine Weile, ehe sich Wolfgang in dem dunklen Raume orientierte, der nur durch ein kleines vergittertes Fenster



mit zerbrochener Scheibe einiges Licht erhielt. Er vernahm einzelne Schüsse von der Straße her und merkte erst aus dem gedämpften Schall, daß der Kellerraum nach dem Hofe zulag. Plötzlich hörte er das Geräusch vieler Schritte. Auf dem Hofe wurde es lebendig und durch das geborstene Fenster unterschied Wolfgang's Ohr deutlich das Durcheinander von Stimmen, das Rasseln von Waffen und das Dröhnen von Gewehrkolben, die den Boden berührten. Es schien nur zu gewiß, daß Soldaten in den Hof gedrungen waren und das Lagerhäuschen durchsuchten, und sicher hatte Rabeling's Gehilfe den Verräter geipielt. Wohl eine lange Viertelstunde verging, während ausgestellte Wachen dicht am Kellerfenster auf- und abstritten, da näherte sich das Stimmengewirr und das Fußgetrappel wieder von der Richtung des Lagerhäuschens her, wo man nichts gefunden hatte, und nun ging es, wie Wolfgang aus dem Särmern über seinem Haupte sehr wohl wahrzunehmen vermochte, an eine Durchsuchung des Hauses.

Wolfgang's Hoffnung, daß der Keller dieser Maßregel entgehen werde, war gering. Aber sein Entschluß stand fest.

Man sollte ihn nicht lebendig fangen. Mit der letzten Patrone, die er noch besaß, lud er seine Büchse und hielt sich bereit, sie gegen seine eigene Brust abzufeuern. Da gedachte er plötzlich der alten Frau daheim, die auf ihren einsamen Krankenstuhl gebannt war. Eine Tochter hatte er ihr zuführen wollen und wie stand es jetzt?

„Meine Mutter! Meine arme Mutter!“ schluchzte Wolfgang leise und langsam ließ er die Hand mit der selbstmörderisch erhobenen Waffe wieder sinken. In tiefen Gram verloren, lehnte er das Haupt an die feuchte Mauer. Er war mit seinen Gedanken bei der Mutter, die er beglücken wollte und nun so unglücklich gemacht hatte, und hörte nicht, wie das Geräusch im Hause verstummte und die frühere Ruhe zurückgekehrt war. Erst als außen der Schlüssel an der Kellertür knarrte, wandte er lauschend sein Haupt.

„Wolfgang!“ rief leise die Stimme des Betters. „Komm herauf, Du bist gerettet.“

Er folgte diesem Rufe und stieg hinter dem Bette die Stufen hinauf.

„Deine Sicherheit hing an einem Haare,“ sagte eben zu ihm Rabeling, der am ganzen Körper zitterte. „Eine Patronenpatrone suchte noch Dir. Jetzt komm rasch nach dem Lagerhäuschen. Die Gasse dahinter wird noch von den Freischützen gehalten. Mein Gehilfe Trimbom hat sich gerettet.“

„Oder er hat uns absichtlich belogen, der elende Verräter!“ entgegnete Wolfgang zornig, während er neben Rabeling über den Hof eilte.

Bald standen Beide in dem Lagerraum, wo umgestürzte Fässer, durcheinandergeworfene Risten und ausgegüllte Droguenwaren, bei deren Anblick Rabeling die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, von der Gründlichkeit zugen, mit welcher die Soldaten ihre Nachsuchungen betrieben hatten.

Wolfgang stieg ein Fenster auf und sah auf die Straße hinab, von welcher Ruhe und eilige Schritte laut wurden und auf der er Turner und Freischützer in heftiger Flucht vorbeijagen sah.

Es war die höchste Zeit, sich den Flüchtigen anzuschließen.

„Ich kann Dir jetzt nur durch diesen Händedruck danken,“ sagte er hastig zum Bette, „mit dem Weiteren werde ich meine Mutter beauftragen. Ich schiffe mich von irgend einem Hafen nach Amerika ein, und sobald ich glücklich dort angelangt bin, erhält die Mutter Nachricht von mir. Einstweilen schreibe Du ihr, was geschehen ist und tröste sie. Noch bin ich ihr nicht verloren, denn ich lebe, und sollte ich auch nie mehr den Boden meines Vaterlandes betreten dürfen, so hoffe ich doch, mit ihr wieder vereinigt zu werden und auf's Neue der treue Sohn zu sein, der ich ihr früher war. Ich habe einst auf einer Reise den Chef der Newyorker Bankfirma Johnston Brothers kennen gelernt. Bediene Dich dieser Adresse, wenn Du mir schreibst und teile sie zugleich meiner Mutter mit. Johnston

Brothers hörst Du? Merke Dir den Namen. Leb' wohl! Gott segne Dich!“

Mit diesen Worten sprang Wolfgang aus dem Fenster und erreichte glücklich den Boden, wo er von der allgemeinen Flucht mitgerissen wurde.

Es ist nicht Aufgabe unserer Erzählung, Wolfgang auf seiner Flucht zu begleiten. Wie finden ihn in Newyork wieder, tief gebeugt und von bitterer Reue erfaßt, denn vor ihm war ein schwarzgefügelter Brief des Betters eingetroffen, worin dieser ihm den Tod der Mutter meldete. Der Gram über die furchtbare Wendung seines Schicksals, die Angst, daß seine Flucht mißlingen und dann Zuchthaus oder Tod sein Loos sein werde, hatten die kranke Frau vollends aufgerieben und dahingerafft. Damit aber war seine Schuld noch nicht geüht. Ein zweiter Brief Rabelings benachrichtigte Wolfgang, daß kraft bestehender Gesetze, wonach das Eigentum eines flüchtigen politischen Verbrechers dem Staate anheimfällt, das ganze bedeutende Vermögen, welches ihm die Mutter hinterlassen hatte, konfisziert worden war. So nannte Wolfgang nichts sein, als den geringen Geldrest, der ihm nach Bestreitung der weiten Land- und Seereise noch geblieben war. Aber neben dem gewaltigen Schmerz über den Verlust der Mutter kam er dazu, das Unglück plötzlicher Verarmung zu empfinden. Wie der reuige Verbrecher, unter der Last einer schweren Schuld erliegend, das Bedürfnis fühlt, die gerechte Strafe über sich ergehen zu lassen, so fühlte Wolfgang eine gewisse Erleichterung seiner Gewissensqual darin, daß er für seine Schuld an der Mutter fortan die Bürde der Armut tragen sollte. Er hätte, gleich dem verlorenen Sohne, mit Ergebung sein Leben durch die niedrigste Arbeit gekristet, wenn dies der Wille des Schicksals gewesen wäre; aber ein günstiger Stern leuchtete über ihm. Seine Bildung und seine gewandte Feder bahnten ihm den Weg zu der journalistischen Carrière und verhalfen ihm zu einer guten Redaktionsstellung an einem großen deutsch-amerikanischen Blatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Schultag. Für Kinder wie für Eltern ein Ereignis! Denn für die Kinder bedeutet er den ersten Schritt im Leben zu einer gewissen Selbstständigkeit; man ist schon etwas, ist Schüler geworden. Für die Eltern ist der erste Schultag der Anfang zu einer etwas mühevollern und mitunter auch sorgen vollen Zeit. Da heißt es, früh aufstehen und sorgen, daß die Kinder auch pünktlich zur Schule geschickt werden, sauber gewaschen, gekämmt und abgebürstet, den Morgen-Kaffee im Magen und das Frühstücksbrot bereit. Da heißt es weiter, die Kleinen zu den Schularbeiten anhalten, sie dabei beaufsichtigen, nötigenfalls nachhelfen, wo es nicht recht gehen will. Zu einer Menge Rücksichten, die das Schulverhältnis der Kinder mit sich bringt, kommen noch die Kosten für etwaiges Schulgeld, Schulbücher, Hefte, Schreib- und Zeichen-Materialien u. c., erst unscheinbar und erträglich, aber wachsend ohne Widerstand von Jahr zu Jahr in demselben Verhältnis, wie die Kinder selbst heranwachsen. „Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen,“ heißt ein altes Sprichwort. Doch mit den Freuden, welche die Kinder den Eltern bereiten, da ist es zumeist umgekehrt, da hat man die meisten und vielseitigsten Freuden gerade an den Kleinen. Auch die erste Schulzeit trägt mit zu diesen bei und giebt im Familienkreise Anlaß zu den heitersten Episoden. So mögen sich also die Eltern des ersten Schultages freuen, den Kleinen aber, die heute den schweren Gang noch mit Mittern gehen, schon morgen oder übermorgen jedoch ihren Weg zur Schule mit Stolz allein zu finden wissen, wollen wir wünschen, daß sie durch diese Schule samt und sonders zu tüchtigen, wohlgezogenen Menschen sich heranbilden lassen mögen.

Werde im Lande! Mit jedem Frühjahr beginnt der Auswandererstrom anzuschwellen. Daß nicht alle „drüben“ ihr Glück finden, das

beweisen die vielen Selbstmorde aus Mangelnot. Einem Berliner Blatte wird folgende Warnung aus New-York geschrieben, die sich an alle richtet, welche Auswanderungs-Gedanken hegen: Nur mit aufrichtigem Bedauern kann man die Armen landen sehen, die ihr Vaterland hinter sich gelassen haben, um hier nichts als ein an Entbehrungen überreiches Leben zu finden. Das Geschäft, das schon in letzter Zeit sehr schlecht war, stößt jetzt gänzlich infolge der Kriegs-Unruhen mit Spanien. Man kann täglich in der Staatszeitung eine unendliche Menge von Stellenjuchenden finden, während die Zahl der verlangten Personen eine verschwindend kleine ist. Selbst für einen tüchtigen Handwerker, der in früherer Zeit immer gesucht war, ist jetzt kein Feld mehr. Mit Deuten, die in der Heimat Schiffbruch gelitten haben, ist erst recht nichts. Ohne Vermittel, und zwar reichliche Mittel, kann man nichts anfangen. Jeder Einwanderer muß bei seiner Anlandung wenigstens 30 Dollars (120 Mk.) im Vermögen haben, oder wird zurückgehalten. Wenn er nicht von Verwandten ausgelöst wird, wird er mit demselben Dampfer, auf dem er gekommen ist, wieder zurückgeschickt. Wehe den Unglücklichen, die inzwischen in dem elenden, schmutzigen Warte-raume oft tagelang zubringen müssen, ehe sie von ihren Verwandten erlöst oder wieder auf das Schiff gebracht werden. Betten giebt es nicht. Nur mit einer leichten Decke umhüllt, müssen sie auf der Erde kampieren. Die Staatszeitung hat schon oft gegen die barbarische Art der Behandlung der Auswanderer Protest eingelegt — doch es bleibt beim Alten.

In Preußen sind nach der amtlichen Statistik im Jahre 1896 43 Personen verstorben, die mehr als 100 Jahre alt waren. 6 von ihnen waren im Jahre 1796 geboren, 12 im Jahre 1795, 9 im Jahre 1794, 5 im Jahre 1793, 3 im Jahre 1792, 3 im Jahre 1791 und 5 vor 1791. Das weibliche Geschlecht überwiegt bei diesen im Alter von über 100 Jahre verstorbenen Personen sehr erheblich. Unter den Verstorbenen befanden sich 15 Männer und 28, also fast noch einmal so viel, Frauen. Auch bei den Personen, die im Alter von 90 bis 100 Jahren verstorben sind, zeigt sich dieses starke Ueberwiegen der Frauen. Es starben in diesem Alter nur 744 Männer, dagegen 1243 Frauen.

Im Eisenwerk S r ö b a (Königreich Sachsen) wurde eine dort noch nicht vorgekommene Arbeit beendet, nämlich die Sprengung eines 160 Ztr. schweren Ambohes mittelst Dynamit. Der Amboß hatte einen Durchmesser von 1 1/2 Meter und eine Tiefe von 2 1/2 Meter; zum Gießen des Kolosses hatte seiner Zeit ein besonderer Ofen erbaut werden müssen. Bei der Sprengung wurden durch jeden Schuß Stücke im Gewicht von 20 Zentnern abgeprengt.

Die älteste Schaeiderrechnung ist auf einer aus einem Tempel in Nippur in Chaldäa stammenden Steintafel entziffert worden. Es handelt sich in derselben mit vielen unverständlichen technischen Ausdrücken um die Bierlieferung von 92 Rößen, von denen 14 mit Myrrhen, Aloe und Quassa durchdränget waren. Der Charakter der Schrift läßt annehmen, daß diese älteste Schaeiderrechnung bis in das Jahr 2800 vor Christi Geburt zurückreicht.

[Der musikalische Herr Studiosus.] Vater (auf Besuch): Wo ist denn das Klavier, für welches ich dir das viele Geld geschickt? — Studiosus: „Weißt du, Papa, ich habe mir das mit dem Klavier überlegt und lieber einen Spazierstock mit Musik gekauft!“

[Ein guter Gast.] Mathematikprofessor (Der sich im Restaurant in eine Rechnung vertieft und bereits den ganzen Marmortisch vollgeschrieben hat): „Kellner, bringen Sie mir noch ein Glas Wasser und einen andern Tisch!“

Anze

Nr.

Erste

Post-Nr.	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	

betreffen die Die Reichen wird am auf der D Luft Die Accordsver Den

Revis Stam Am Dien nac im Rößl Distrikt II rain und Abt. 11 2029 S I. 4 F Im IV somt 27 Sägbof III. Kl

